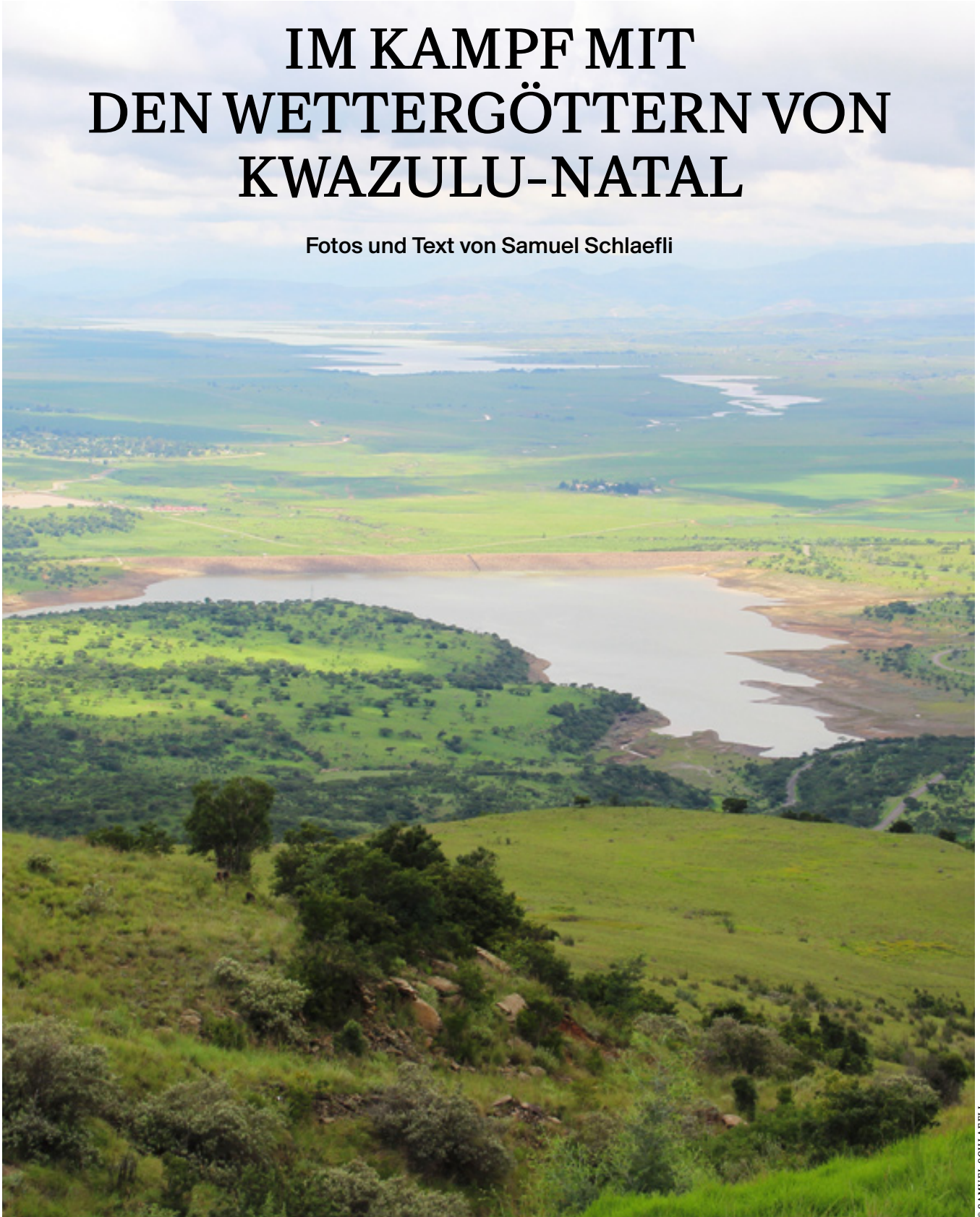


IM KAMPF MIT DEN WETTERGÖTTERN VON KWAZULU-NATAL

Fotos und Text von Samuel Schläefli

REPORTAGE



© SAMUEL SCHLAEFLI

Ein verbindlicher Weltklimavertrag blieb auch an der 17. Klimakonferenz in Durban Wunschdenken. Wenige hundert Kilometer von den Verhandlungstischen entfernt leiden südafrikanische Bauern bereits an den von Wissenschaftlern prognostizierten Wetterextremen. Eine Reportage aus der Provinz KwaZulu-Natal, wo der Klimawandel erste Opfer fordert.

Dukuza ist ein Bauerndorf in der südafrikanischen Provinz KwaZulu-Natal und die Heimat von Mbogeni Maklobo. Sein ganzes Leben hat er hier verbracht, und man könnte ihn dafür beneiden: Vom Dorf aus hat man einen atemberaubenden Blick auf die Hochplateaus der Drakensberge, ein UNESCO-Weltnaturerbe und Touristenmagnet. Doch das Leben hier verlangt den Bauern viel ab. Maklobos siebenköpfige Familie lebt in drei Lehmhütten, die mit Stroh und Wellblech gedeckt sind. Seit wenigen Monaten erst hat er zumindest einen Stromanschluss. Wasser zum Kochen, Waschen und Trinken holt seine Frau täglich vom nahen Brunnen. Mbogeni Maklobo steht jede Nacht um zwei Uhr auf und bringt das Vieh zum Grasen, einige Kilometer vom Haus entfernt. So bleibt den Tieren genügend Zeit, um sich vor Tagesanbruch satt zu fressen, und er ist zurück, bevor die Temperatur unerträglich wird.

An diesem Samstagvormittag ist das kurz vor neun Uhr. Der 61-Jährige setzt sich in die Hütte seines Ältesten und dreht sich mit einem Streifen Zeitungspapier und etwas Tabak eine Zigarette. Er zieht genüsslich daran, hustet laut und wird nachdenklich. Er vermisst die alten Tage, erzählt er. Als junger Mann hatte er 40 Kühe und Ochsen. Grasland gab es im Überfluss und die Tiere weideten im Umkreis seiner Hütte. Heute hat er noch 26 Tiere. Wo früher wenige Haushalte ausreichend Agrar- und Weideland hatten, leben heute geschätzte 200 Familien. Und jede beansprucht eine Parzelle, um Mais und Soja für den Eigenbedarf zu pflanzen. Maklobo hat neben den 50 Quadratmetern vor seinem Haus noch zwei grössere Felder im Umland. Das Land reichte früher aus, um seine Familie zu ernähren. Oft habe er sogar Maisüberschüsse auf dem Markt verkauft, erzählt er. Damit verdiente er Geld, das er für den Einkauf von Öl, Seife und neuem Saatgut brauchte. Doch die Welt sei durcheinandergeraten, sagt Maklobo. «Letztes Jahr reichte die Ernte nicht mal, um die Familie zu versorgen.» Er musste einen Ochsen verkaufen, um sich Mais und andere Grundnahrungsmittel zuzukaufen. Wahrscheinlich wird er auch dieses Jahr wieder ein Tier hergeben müssen, denn seine Maisstauden reichen dem Bauern erst knapp bis zu den Knien. Eigentlich sollten sie zu dieser Jahreszeit brusthoch sein. Früher habe es im Frühling, der in Südafrika von September bis November dauert, alle zwei

Forscher wissen, dass Afrika am stärksten vom durch Menschen verursachten Klimawandel betroffen sein wird.

Tage zumindest kurz geregnet. Trockenperioden hätten höchstens eine Woche gedauert. Die Ernten seien gut gewesen. «Letztes Jahr fiel der erste Regen erst im Dezember. Wir haben gesät und danach zwei Monate auf Regen gewartet», klagt Maklobo. Der Monat bis zur traditionellen Ernte Ende Februar wird kaum reichen, um die Kolben ausreifen zu lassen. Kollegen von Maklobo haben aufgegeben. Sie führen nun das Vieh auf ihre Maisfelder. So dienen die Pflänzchen wenigstens als Tierfutter.

Schlechte Ernten und kranke Ziegen

Zondile Hlatshwayo kennt Maklobos Sorgen bestens. Er vertritt den Distrikt KwaZulu-Natal in der National African Farmers Union (NAFU). Diese hilft Kleinbauern in Südafrika, Hilfeleistungen der Regierung einzufordern und Kooperativen zu gründen – oft die Voraussetzung, damit die Regierung Kleinbauern in Notlagen unterstützt. Im November nahm Hlatshwayo an der 17. Klimakonferenz in Durban teil. Zusammen mit Vertretern aus anderen Regionen Südafrikas berichtete er den politischen Vertretern in den Kommissionen von den Wetter-



© SAMUEL SCHLAEFFLI

Regen bleibt aus, die Weiden werden knapp: Mbogeni Maklobo wird vermutlich wieder ein Tier verkaufen müssen, um seine Familie weiter ernähren zu können.

veränderungen, die er und die Mitglieder seiner Organisation erfahren. «Das Wetter ist unvorhersehbar geworden», beklagt Hlatshwayo. «Wir wissen nicht mehr, wann der Regen kommt und wann wir unser Getreide ansäen sollen.» Er hatte letztes Jahr zum ersten Mal 35 Hektar Land statt nur 10 bestellt. 113 000 Rand (rund 13 500 Schweizer Franken) hat er für Soja-Saatgut und Dünger investiert und dafür einen Kredit aufgenommen. Doch wegen der heftigen Niederschläge im vergangenen Winter verlor er 13 Hektar seiner Ernte. Was übrig blieb, reichte nicht einmal für den Eigenbedarf, geschweige denn für den Verkauf auf dem Markt, um den Kredit zurückzahlen zu können. Und nur weil ihm sein Bruder Geld lieb, konnte er seine Felder im Sommer wieder bepflanzen. Nebst Regen und Schnee machten dem Bauern die tiefen Temperaturen zu schaffen. Zlatshwayo hat neun Ziegen verloren. Insgesamt starben letzten Winter allein bei den 796 Mitgliedern der NAFU in der Region Bergville um die 1000 Tiere. Die teilweise über 3000 Meter hohen Drakensberge im Westen seien im Winter zwar immer schneebedeckt gewesen, sagt

Hlatshwayo, aber Schnee in der Ebene, das habe er erstmals vor 15 Jahren erlebt.

Die Ärmsten verlieren am meisten

Für Klimaforscher sind die Beobachtungen von Hlatshwayo und Maklobo keine Überraschung. Ihre Simulationen zeigten schon vor Jahren, dass Afrika sehr wahrscheinlich am stärksten von dem durch Menschen verursachten Klimawandel betroffen sein und der Temperaturanstieg das globale Mittel übertreffen wird. Die Durchschnittstemperaturen in Südafrika stiegen zwischen 1960 und 2006 um 0,6°C an, gleichzeitig nahmen die Extreme zu. Der Trend ist eindeutig und wird sich fortsetzen: Im vierten Sachstandsbericht des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) von 2007 prognostizierten die Forscher für Südafrika Temperaturzunahmen zwischen 1,1 und 2,4°C bis 2060 sowie zwischen 1,6 und 4,3°C bis ins Jahr 2100. Heisse Tage werden den Simulationen zufolge häufiger, vor allem zwischen Dezember und Februar. Stärkere lokale Regenschauer bei gleichzeitigem Rückgang des gesamtjährlichen Regenfalls sowie Hitzewel-



© SAMUEL SCHLAEFLI

Ein Sturm hat die Hütte von Esther Mhlonga und Steven Hlalukane zerstört – die Reparatur zahlt niemand.

len und Schneestürme sind wahrscheinlich. Viele der klimatischen Veränderungen, die die Forscher für Afrika prognostiziert haben, scheinen in KwaZulu-Natal bereits Realität zu sein. Zwar darf man Wetter und Klima nicht gleichsetzen. Trotzdem erachten viele Wissenschaftler die vermehrten Wetterextreme als erste lokale Auswirkungen der nachweislich steigenden Temperaturen. Da die meisten Afrikaner von der Landwirtschaft abhängen und die Adaption an veränderte Klimabedingungen schwer möglich ist, wird ein weiterer Temperaturanstieg katastrophale Folgen haben.

Wetterbedingte Schicksale hätten in seiner Gemeinde stark zugenommen, sagt Louis Ngwenya, einer von 24 Regierungsratsmitgliedern des Distrikts Okhahlamba in KwaZulu-Natal. «Egal ob Hitze, Kälte, Regen oder Dürre, wir erleben andauernd Wetterextreme.» Der enthusiastische Lokalpolitiker ist für die Verwaltung der Gemeinde Emoyeni zuständig. An diesem Samstagnachmittag besucht er ein altes Ehepaar, das vor wenigen Wochen sein Zuhause verloren hat. In Emoyeni wütete ein Sturm, der den beiden das Wellblechdach und Teile der

Grundmauern zerstörte. Ngwenya erkundigt sich, wie er Esther Mhlonga und Steven Hlalukane beim Wiederaufbau helfen kann. Die Wetterextreme würden die Gemeindebewohner verängstigen, erzählt er, denn diese sähen ihre Lebensgrundlagen immer stärker bedroht. «Für viele lohnt sich die Landwirtschaft wegen der mickrigen Ernten nicht mehr», weiss Ngwenya. Versicherungen für Ernteauffälle, wie sie kommerzielle Höfe abschliessen, können sich Kleinbauern nicht leisten. Und Alternativen zur Landwirtschaft gibt es in Emoyeni nicht. Weniger als 20 Prozent der Bevölkerung in Okhahlamba sind Angestellte, ein Drittel der Bevölkerung besteht aus Analphabeten, und die touristische Infrastruktur rund um die Drakensberge ist in den Händen von Zugezogenen. Die Bauern in KwaZulu-Natal sind deshalb auf die Ernten und das Vieh angewiesen. Wer nicht mehr erntet, verkauft die Tiere oder schlachtet sie, um etwas zu essen zu haben. Viele Junge hätten den Glauben an die Landwirtschaft verloren, stellt Ngwenya fest. Sie flöhen in die Städte, ins 60 Kilometer entfernte Ladysmith oder nach Johannesburg. Dort würden sie in Townships

landen, wo sie sich mit Gelegenheitsjobs meist schlecht über Wasser halten können. Viele würden wieder aufs Land zurückkehren – oft mit verändertem Verhalten, erzählt Ngwenya. «Die Kriminalität in unserer Gemeinde hat in den vergangenen Jahren stark zugenommen. Wir erleben hier derzeit gleich auf mehreren Ebenen eine Krise.»

Globaler Bettag gegen den Klimawandel

Über solche Krisen, die Ursachen und die Auswirkungen des Klimawandels haben Politiker aus aller Welt vor Monaten an der 17. Klimakonferenz in Durban diskutiert. Doch ein Weltklimavertrag mit verbindlichen Zusagen über Emissionsreduktionen kam in der grössten Stadt der Provinz KwaZulu-Natal auch nach dem 13. Verhandlungstag nicht zustande. Maklobo, der Kleinbauer aus Dukuza, 255 Kilometer von Durban entfernt, hatte übers Radio vom Gipfel gehört. Er und seine Freunde, die Dorfältesten, glauben nicht an wissenschaftliche Erklärungen für die Wetterkapriolen. Vielmehr sei das Wetter wegen der Jungen durcheinandergeraten, vermuten sie, weil diese die Traditionen nicht mehr respektieren würden. «Die Jungen bestellen ihre Felder selbst an Tagen, an denen Gemeindemitglieder beerdigt werden», empört sich Maklobo. Das erbose Gott wie auch die Ahnen. Für eine Besserung sieht er nur eine Lösung: Die Menschheit müsse zu Gott beten und die Rituale für die Ahnen wieder aufnehmen. Zondile Hlatshwayo, der Vertreter der NAFU, folgte lange derselben Erklärung. Er habe aber beobachtet, dass die extremen Wetterereignisse zeitlich oft nicht mit den Sünden gegen die Traditionen übereinstimmen würden. Und sein Besuch am Klimagipfel in Durban habe ihn gelehrt, dass das Wetter wieder besser werden könne, sobald die Menschen weniger Kohle, Benzin und Diesel verbrennen. Besorgt habe ihn jedoch, dass insbesondere die reichen Länder – er nennt etwa die USA – anscheinend nicht bereit seien, gegen den Klimawandel vorzugehen. Südafrika allein könne die Situation in KwaZulu-Natal nicht verbessern. «Der Klimawandel liegt nicht in einzelnen Händen. Er erfordert weitreichende Entscheidung und globales Handeln.» Vielen Regierungschefs dürften Maklobos Aberglaube und die Forderung nach einem internationalen Bettag genehmer sein.

Greenpeace Südafrika: Kampagnen für ein besseres Klima

Südafrika ist der Hauptverursacher von CO₂-Emissionen in Afrika. Die hohen Emissionen gehen auf die Verbrennung von Kohle zurück, aus der 90 Prozent des Stroms stammen. Derzeit werden zwei neue Kohlekraftwerke gebaut. Medupi und Kusile gehören mit je 4800 Megawatt Leistung zu den weltweit grössten. Kusile wird jährlich zusätzlich 37 Millionen CO₂ ausstossen. Greenpeace Südafrika hat bei der Universität Pretoria einen Bericht in Auftrag gegeben, der festhält, dass die Kosten für den Strom aus dem Kraftwerk Kusile höher ausfallen werden, als der staatliche Energieproduzent Eskom prognostiziert hat. Die externen Kosten von Kusile könnten bis zu 60,6 Milliarden Rand (rund 7,2 Milliarden Franken) jährlich betragen. Der Hauptteil fällt wegen der Wassermenge an, die für die Produktion verbraucht wird. «Der Bericht zeigt, dass Investitionen in Kohle unser Klima zusätzlich belasten und zu weiteren Wasserengpässen führen werden», sagt Melita Steele, verantwortlich für die Klimakampagnen in Afrika.

Im März 2011 hat der Energieminister sechs neue AKWs angekündigt. Ein Bericht, den Greenpeace Südafrika im Sommer 2011 veröffentlichte, zeigt, was der Atomstrom das Land bislang gekostet hat, und widerlegt die Mär von der günstigen Energie. Derzeit bereitet sich Greenpeace Südafrika darauf vor, das Environmental Impact Assessment der Internationalen Energieagentur (IEA) zu den geplanten Kraftwerken zu kommentieren und die Regierung davon zu überzeugen, auf zusätzliche Kraftwerke zu verzichten. «Südafrika hat es verpasst, die Chancen der erneuerbaren Energien und der grünen Wirtschaft zu erkennen», sagt Steele. Weniger als ein Prozent des Stroms komme aus erneuerbaren Quellen. Dabei böten dezentrale Solar- oder Windkraftwerke Möglichkeiten, die 2,5 Millionen südafrikanischen Haushalte ohne Strom ans Netz anzubinden und die Versorgungssicherheit zu steigern. Um die Bevölkerung von erneuerbaren Energien zu überzeugen, hat Greenpeace Südafrika die Kampagne «Use Me More» (www.greenpeace.org/africa/en/Use-Me-More) lanciert. Jeder und jede kann die Regierung auffordern, statt in Kohle- und Atomstrom in erneuerbare Energien zu investieren.